

Onkel Sambug.

Eine Geschichte aus der Provinz.

Was zu oft bade Trophine Gogolin, der im Umkreise des Forts Saint-Jean allgemein Kapitan Trefume hieß, die Geschichte von Onkel Sambug zum Besten gegeben und seine Erbchaft so zu sagen dissonirt. Schließlich glaubte er selber daran.

Thatsache ist, daß dieser Peter Sambug, ein Splingel, dem der Schelm im Nacken sah und der seinen Eltern vielen Kummer verursachte, sich 1848 von einem amerikanischen Dreimaster als Schiffsjunge hatte anmehren lassen und seitdem geradezu verschollen war. Seine so schlichte Geschichte war nicht nach dem Sinne der biederen Marsteller; für sie war ein Kuppel von nichts.

Eines Tages hatte Kapitan Trefume seine Bekanntschaft mit einem Matrosen wieder aufgesucht, der eben aus Amerika puppenlustig heimgekehrt war. Er bot ihm eine Flasche geschmuggeltem Weins an und holte ihn durch Fragen über den Fall Sambug ungründlich aus. Aus Höflichkeit und in der biederen Absicht, Kapitan Trefume nebst Frau zu erbauen, berichtete der Seebär, er habe wiederholt auf den New-Yorker Quais einen heimreichen, patenter Menschen gesehen, der dem beschwundenen Sambug wie aus dem Gesichte geschnitten gewesen.

Weiter war nichts nötig, um einen Muthring zu bilden.

Schon doch das Individuum nicht allein dem verschollenen Peter Sambug, der Mensch war selbst, man konnte einen körperlichen Eid darauf schwören. Hatte er nicht, vom Matrosen auf's Korn genommen und erkannt, dem auf die Seele gebunden, alle Lieben in der Heimat ausnahmslos zu grüßen? Abwarten und sich in Gebuld fassen. Ich habe die Meinen immer vergesse, und für's Weiter will ich sie schablos halten.

Dann hatte er dem Matrosen eine Schachtel mit köstlichem Inhalt anvertraut, die dieser bei einem Schiffbruch leider den Wellen preisgegeben. Unfänglich war Onkel Sambug feierlich, und nach einigen Jahren gebot er gar über ungezählte Millionen, endlose Plantagen, eine Sklavenschaar, Goldbergwerke und Petroleumquellen, kurz über alles Amerikanermäßige.

Die Trefume waren im ganzen Stadtviertel ein Gegenstand des Neides geworden. Nur vom Onkel Sambug war die Rede, wenn Abends die Nachbarn vor der Hausthür plauderten, in den engen, heißen, willigen Straßen der Altstadt, die sich hufeisenförmig zum Alten Hafen hinzieht, der, gegen alle Winde geschützt, mit seinem Mastenwalde, seiner Tomaten- und Orangenpracht jedem, der ihn einmal gesehen, unübergeßlich ist.

Und die Trefume entgegneten stets mit ruhiger Heiterkeit: „Wir gönnen dem Kermlen ein langes, gottesreiches Leben, wir werden ihm bei Leibe nicht mit einem Anliegen zulegen.“

Und auf der Vordermauer ihrer Kabine, deren Thür und zugleich einzige Oeffnung zwischen zwei verdorren Felsen auf Meer und Sonne schaut, hatten sie von einem vertikaligen Delatorats des Stadtgerichts eine Art Freipost anpinseln lassen, der in einem unumgählichen Gewirr an die Alhambra und Benedig zugleich gemahnt: Minaretts, Kuppeln, bängende Gärten, Kapitale, eine Seufzerbrücke und dann ein Lusthäuschen auf dem Wasser, wie man es sich etwa nach der Erbchaft erträumte.

Und die wackeren Leute lebten glücklich, hielten sich für reich und waren es fast. So demengen sie bei gewissen hartlosen Gemüthern Phantasie und Wirklichkeit. Da kommt in einem Allen unerwarteten Augenblick aus New-York ein Schreiben mit dem Stempel der Gesandtschaft an. Kapitan Trefume spazierte erst einen ganzen Tag mit dem Schreiben in der Tasche umher und wie es freunden vor. Das Siegel blieb vorerst noch unversehrt. Erst spät Abends entschloß er sich, es mit seinen zitternden Fingern im Beisein seiner Frau mit feierlicher Formlichkeit zu lösen.

Der Brief, der nach seinem Gewicht wie mit Bleinoten gefüllt schien, enthielt nur den Todtesschein Peter Sambugs auf diesem Papier und in einschüßlichen Ausdrücken. „Also wirklich todt?“ fuhr die Frau auf. „Nause-todt, o weh, o weh! Der Gesandte beglaubigt's ja.“

Kleine Pause. . . . Zwar hatte man den Onkel Sambug so recht gar nicht gekannt, aber nach einigen Minuten stellte sich ein kleiner Drücker ein und die Beiden saßen überfliegend einander an.

„Und von der Erbchaft kein Wort?“ fragte endlich zögernd die Frau.

„Wenn's nach Dir ginge, sollte er wohl gar ohne Weiteres klumperteln Alles auseinanderlegen, für lo bechwert hält er uns eben nicht. Wie wäre das unfern! Antworten, riefte. Nächster Tag kriegen wir schließlich ein Brüdlein.“

Wieder schied der Gesandte, wohl aus Unachtsamkeit, kein „Brüdlein“. Aus war's mit den stillen Träumen, in die sie sich dordem eingelassen, und ein Fieber, ein wahres Goldfieber, ergriff das ungeliebte Paar. Und von des Onkels Sambug Millionen träumten sie. Ihr Vesein war getrübt. Und

selbst am Sonntag leuchtete ihnen keine milde Sonne, dünkte ihnen ihr Anbelauchselig-Bericht ohne Märg und ihre Kallspude ohne Saft und Kraft. Und eines Morgens durchdrang der Gedanke einer Lustveränderung das Hirn des Kapitäns. „Ein bis zwei Monate kann ich fortbleiben. Mittlerweile mag der Alte die Bart fähren. Tausend Franken bringen Einen noch nicht um, und ich fühle, daß ich krank werden könnte, liege ich mir nicht den Wind um die Nase streichen, um zu sehen, wie es mit diesem New-York steht.“

Jeder war damit einverstanden. Uebrigens hätte eine etwaige Mißbilligung bei Kapitan Trefume nichts verschlagen. Und hatte Kapitan Trefume einmal einen Gedanken im Kopfe, so sah er thatsächlich darin fest.

In Havre fand die Einschiffung statt, ein Umhand, der den Wackeren in eine ungemüthliche Laune versetzte denn das Geld für eine Eisenbahnsahrt dünkte ihm wie aus der Tasche gestohlen. Aber der Anblick des Meeres beieterte ihn wieder auf, obgleich ihm das Wasser etwas grünlich vorkam und er sich nicht recht erklären konnte, was es für eine Verwandnis mit dem Segeiten und Blutigen hatte. Doch der gewaltige, blig-saubere atlantische Dampf mit seiner wenig lärmenden Mannichhaft, seine hoch-feine Goldsalons, seiner hellglänzenden Stahlmachine löste ihm im ersten Nu eine fast religiöse Bewunderung ein. Acht Tage lang sprach er so gut wie nichts, schlich von einem Ende des Bereds zum andern und sann mitunter minutenlang, die Ellenbogen auf die Reeling gestützt, staunend über die haushohen Wellen, um womöglich ein Höbenverhältniß auszumitteln. Fast am Ende der Lieberfahrt, als ihm das Gewissen schlug und er sich nach seinen Zwecken in New York fragte, verlag seine Wort-laschheit. Er wurde ernstlich unruhig und wollte seinen Fall — die Erbchaft Onkel Sambugs — dem Unterkommissar empfehlen, einen vertrauenerweckenden Landsmann von ihm. Der aber hatte es, wie alle Unterkommissare der Marine am Tag vor der Landung, mehr als eilig und schüttelte sich den Mann ohne Weiteres ab, doch rieth er ihm, sich an zwei lang aufgeschossene, aufgebunzente Kerle zu wenden, die — ein amerikanische Schnapphähngerichter — stets allein bei einander waren.

„Die Herren werden Ihnen besser als ich Bescheid geben können, die kennen New York urgründlich.“

Enttäuscht, Lehte vor sich zu haben, die New York wie ihre Tasche kannten, bestellte sich Kapitan Trefume spornstreichs an ihre Sohlen und lauerte ihnen allüberall auf: am Heil, beim Luftman-dell auf dem Verdecke, in dem schmalen Verbindungsgänge zwischen den Kabinen, um sie schlehterdinge zu einer Un-terhaltung zu bewegen. Die machten ihm seine Anstalten wahrhaftig nicht leicht. Jedemal, wenn Trefume mit abgezogenem Hute sich ihnen näherte und „Schön guten Tag, bitte vielmals um Entschuldigung, vielleicht. . .“ her-dorstellerte, drehten sie ihm unwillig den Rücken, wie in ihrer Würde ge-ränkelt feineinere Engländer. Dabei entfuhr ihnen ein recht englisches Stuß-fen.

„Ach, warum sind sie nicht einnehmender?“ seufzte Trefume auf. „Aber er tröstele sich mit dem Gedanken, jedes Volk sei eigens geartet.“

Indessen befragten die beiden „Ameri-kaner“, durch das Gehabe und Getreue dieses Mannes mit der komischen Sprache neugierig gemacht, ihrerseits den Ma-rinebeamten, der, in größter Eiferligkeit, aber immer etwas Spotttröpfel, erwiderte: „Sie wissen doch, es ist in Paris ein großer Diebstahl verübt wor-den. Ich möchte meinen Kopf verwet-ten, wenn das nicht Erntet ist, unter be-rühmtesten Geheimpolitik, der, den Die-ben auf der Spur, jeden Verdacht ab-lenken will und deshalb in der Verlei- dung eines Marcellers auftritt. Die beiden Amerikaner waren sich einen liesigenen Blick zu, vertieften das Ber-edel und suchten ihre Rabinen auf, um sie nicht eher zu verlassen, als New York in Sicht kam und männlich auf's Ber-deck eilte, um einen Rundblick auf die Rhode zu genießen. Bei der Lan-dung suchte Trefume sie vergeblich auf. In dem allgemeinen Wirrwarr hatten sie es erndglicht, unerkannt durchzufüh-ten. Das Gesandtschaftshotel, wer-theilte Herr, können Sie mir nicht den Weg zur Gesandtschaft angeben?“

Mit diesen Worten versuchte Kapitan Trefume, der vom Morgen an in den einem Schachbrett zum Verwechseln ähnlichen, nur mit unbarmherzigen Nummern versehenen Straßen umher-irante, wohl schon zum tausendsten Male irgend eine Auskunft zu erlangen. Schockschwere Roth, sich in einer Stadt von Wilden zu verhandigen, wo nur englisch gesprochen wird! Und hunde-müde, abgearbeitet, dachte er wehmüthig bei sich, Onkel Sambug hätte wohl be-fer daran gethan, anderwärts mit Lode abzugehen. Mächtig heft er — wen? Einen der Amerikaner vom Dampfschiff her. Er ist's ganz bestimmt, obgleich er den Anzug gewechselt und sich Kopf- und Barthaar bis auf die Stoppeln hat scheeren lassen. „Herr, Herr! . . .“

Der andere hör'ts und rennt davon. Doch diesmal soll er nicht entschlippen. Kapitan Trefume klammert sich an ihn als an seine letzte Hoffnung an. Der Amerikaner hat lange Beine, aber Trefume's Beinnustlein sind ausdauernder.

„Sollte der Schlingel, der New York

wie kein Anderer kennt, mir nicht bei meiner Suche behilflich sein?“

Vergebens härmte der Amerikaner fort und stieg nur so um die Straßen-eden, Kapitan Trefume, immer hinter-dreien, läßt kaum eine Spanne zwischen ihm und sich. Endlich stüßtet der Ge-bergte, erschöpft und abgemattet, in eine Kneipe. Kapitan Trefume folgt ihm auf dem Fuße an die Bar.

„Schön guten Tag, Herr, könnten Sie mir am Ende sagen. . .“

Der Amerikaner verwarfte sich.

„Chut chut chut“, sagte er zu ihm im elegantesten Französisch. „Nur kein unnützes Aufsehn, bitte. Nehmen wir in dieser Gde Platz. Das macht sich ja prächtig.“ denkt der Kapitan. Der Amerikaner fährt fort: „Ich weiß, was Sie nach New York fährt, sind Sie gewillt, mit sich reden zu lassen?“

„Warum nicht?“ antwortete Trefume, im festen Glauben, es handle sich um die Erbchaft. „Wiederum verstehen immer einander.“

„Wiederum hin, Wiederum her, in dieser Briefschache liegen 50,000 Francs in Bankgeldnoten. Wollen Sie, so gehören sie Ihnen nebst einer gleichen Summe, die Ihnen ein unbekannter im Moment der Abreise einhändigen wird, ich meine, wenn die „Bretagne“ die Ankerlichter wirft. Heute Abend dampft sie ab und Sie mit ihr. Verstanden?“

„Verstanden!“

„Nun also eingeschlagen, g e s e h e n haben wir uns n i e.“

Kapitan Trefume begriff den Sach-verhalt nicht gleich, dennoch willigte er ein.

Hunderttausend Francs ist immerhin kein Pappensteil, und dann hatte er das New York mehr als satt.

Die Verabredungen wurden von beiden Seiten ehrlich gehalten. Und dann, als Kapitan Trefume so glücklich ge-wesen, für einen Polizeispittel gehalten zu werden, konnte er auch noch Onkel Sambugs's Erbe antreten: nur war dieser völlig zahlungsunfähig im Spital verstorben. Uebrigens hat Kapitan Trefume die Sache noch immer nicht recht begriffen. Aber das ist ja im Grunde einerlei und sieht ihn nicht an. Und wenn er zur Voreinzeit seinen Bel-rosd anlegt, um im türkisden Gase sein Taschen-Wolfa langsam auszuschlürfen, erzählt er sogar nur zu gern, daß in rascher Abwicklung der Geschäfte die Amerikaner ihres Gleichen suchen.

Das Gedentbüchlein.

Novellen von F. von W i n t e r.

Lucie feierte heute Geburtstag. Ihre Eltern, Herr und Frau Oberst von Kitzly, hatten sich dabei „Die Erb-“ gegeben, die Damen und Herren vom Regiment zu Fische zu bitten. Nach dem Diner zerstreute sich die Gesellschaft in den umliegenden Zimmern.

Lucie, die, in hellblauer Seide ge-leidet, reizend auslief, war mit zwei Offizieren an den Geburtstagsstisch getreten, auf dem es viele kostbare Gaben zu bewundern gab. Sie war eine zarte Erscheinung, mit reichem blonden Haar und großen, strahlenden blauen Augen. Die Blide der beiden Herren ruhten mit Wohlgefallen auf dem lieblichen Ange-sichte, und obgleich das Benehmen der jungen Dame gänzlich unabelhaft war, so hatte ein aufmerksam Beobachter doch merken müssen, daß ihr Auge sich öfters zu dem Lieutenant von Berndt erhob, und daß sie leicht errotete, wenn sie mit ihm sprach. Auch dem andern Offizier, dem Grafen Angern, entging das nicht; innerlich war er sehr erregt darüber. Er war zu dem Entschluß gekommen, sich um Lucie zu bewerben, und als er heute früh mit einem prächtigen Bouquet seine Gratulation ab-frauchtete, sah er aus den Miemen der Eltern sehr deutlich, daß er, der reiche Graf und künftige Majoratsherr, ihnen als Schwiegerohn sehr willkommen sein würde.

Aber Lucie? War es möglich, daß sie den unternehmenden Lieutenant ihm vorzog? Dieser war kaum hübsch zu nennen, hatte kein herborragendes Tal-ent, das ein junges Mädchen hätte be-rezigen können. Freilich — er war sehr beliebt im Regiment durch seine große Herzgüte, sein ernstes Streben und seinen streng rechtlichen Charakter! Ge-wiß, Graf Angern hatte gar Nichts gegen ihn — wenn er nur Lucie fern bleiben wollte!

Während des Alles ihm durch den Kopf ging, sagte Lucie seiden: „Sehen Sie, meine Herren, hier ist das Büch-lein, von dem bei Fische die Rede war. Eine Freundin hat es mir heute ge-schenkt. Für jeden Tag des Jahres ist eine Seite bestimmt, mit einem Ent-spruch darüber. Unter diesem sollen meine guten Bekannten an ihren Ge-burtstagen ihre Namen einschreiben, zu dauernder Erinnerung!“

„Und darf auch ich von diesem Vor-recht Gebrauch machen?“ fragte der Graf sehr eifrig.

„Warum nicht?“ meinte Lucie und fügte leise errotzend, mit einem Seiten-blick auf den Lieutenant v. Berndt hin-zu: „Wenn die Herren das Buch ein-weichen wollen!“

„Gern — o sehr gern, mein gnädiges Fräulein“, rief Herr v. Berndt und be-reichte sich, Zinte und Feder zu holen, während Lucie das hübsche, in Roth und Gold gebundene Buch dem Grafen reichete.

„Nun lassen Sie sehen, meine Herren, was' ich Ihnen Eudruch Ihre Geburtstags-gaben zu.“

„Ja wohl“, rief der Graf, etwas er-regt, „wir können den Vers ja gewisser-maßen als eine Vorbedeutung für die Zukunft auffassen!“

Die Augen der beiden Männer trafen sich in diesem Moment. Herr v. Berndt sah ernst aus, in des Grafen Augen bligte es wie eifersüchtige Herausfor-derung. Dann schlug er das Buch auf: Den 6. Dezember. Laßelnd las er den Spruch laut vor:

„Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht Nichts ihm an, Als daß er Treu' erzeigen Und Freundschaft halten kann.“

„Nun, das ist ja sehr hübsch“, meinte Lucie, während er seinen Namen darun-ter schrieb.

„Gewiß, sehr nett“, meinte er dann, sich behaglich das schwarze Büchlein streichend, — gefällt mir auch — beson-ders das mit der Treue!“

Ein Blick suchte Lucie, die sich schnell abwendete:

„Nun, Herr v. Berndt?“

Dieser hatte inzwischen das Buch zur Hand genommen.

„Ich brauche nicht lange zu suchen, denn mein Geburtstag ist am 7. Dezem-ber, und so wie das Heitre und Erste im Leben immer nahe bei einander liegt, so scheint es auch in Ihrem Ge-burtbüchlein zu sein!“ Langsam zu Lucie aufblickend, las er dann:

„Es hat der Mensch, er sei auch, wer er mag, Ein leptes Glück und einen lepton Tag.“

Erschrocken griff Lucie nach dem Buche: Wie traurig das klingt! Solche Verse dürften eigentlich garnicht dabe sein! Sie verderben Einem die Laune! Kommen Sie, meine Herren, dort im Nebenzimmer wird musiziert — wir wollen auch zusehen!“

Die Herren folgten, aber Beide konn-ten für den Rest des Tages ein Gefühl des Unbehagens nicht los werden. Dem Herrn von Berndt ging der melancho-lische Vers beständig durch den Kopf, und der Graf ärgete sich, daß Lucie heute keinen Blick für ihn hatte. Er trant mehr, als er gönnt war; gereizt und aufgeregelt verließ er spät Abends mit einigen Kameraden das gastliche Haus.

Herr von Berndt war auch dabei, man ging noch in ein Bierlokal, sprach dort, wie natürlich, viel von der reizen-den Lucie, und beide Herren mußten sich einige Redereien gefallen lassen, welcher von ihnen der bezogzte Be-werber sei.

Da brach Alles, was der Graf heute an Eifersucht und Keizer empfunden hatte, auf einmal hervor, es fielen Reden von seiner Seite, die Herr von Berndt sich nicht bieten lassen durfte — eine Forderung seinerseits war die Folge.

Jeder Sünderveruch, den die schnell gewählten Schundanten auch am näch-sten Morgen wiederholten, seichtete — der Graf nahm Nichts von seinen Wor-ten zurüd, und so wurde das Duell für den andern Tag verabredet.

„O lieber Berndt“, sagte dessen Se-cundant, Lieutenant Rothstein, „Sie wissen, der Graf ist ein ausgezeichnetes Schütze, und Sie —“

„Ich bin es nicht“, ergänzte Berndt, „ich weiß das recht wohl, lieber Freund. Meine Kurzsichtigkeit ist schuld daran. Glauben Sie mir, ich gehe mit dollern Glück diesem Schritt entgegen. Meine irdischen Angelegenheiten finden sich ge-ordnet in den Briefen, die ich Ihnen hierbei übergebe. Einer ist, wie Sie sehen, an Fraulein von Zettig. Ich weiß, es wird ihr Kummer bereiten, wenn ich falle — war es doch gestern schon wie eine Vorahnung!“

Und er erzählte dem Kameraden die Scene mit den Schützen. Diefem standen die Thränen in den Augen. „Kopf oben, lieber Rothstein!“ sagte Berndt, ihm die Hände auf die Schulter legend, „den Pflichten der Etre muß genügt werden. Komme es, wie es wolle — früher oder später hat Jeder von uns „ein leptes Glück und einen lepton Tag!“ —

Der nächste Tag brach herein. Auf einer Waldwiese, ziemlich fern der Stadt, standen sich die Duellanten gegenüber. Kahle Bäume — nasses Nebelgesele — dichte, schwere Luft umgaben sie. Mechanisch sah der junge Berndt in den dden Wintertag hinein — er schien ihm ein Abbild seiner eigenen Stimmung — war es wirklich sein lepton Tag?“

Das Commando ertönte — zu gleicher Zeit fielen die Schütze!

In der nächsten Minute kniete der mitgelommene Arzt neben einem der beiden Duellanten, welcher ohne Bewußtsein, die Augen in der Brust, auf dem Boden lag. Der Andere stand auf-recht, die Pistole noch in der Hand, und starrte wie traumverloren zu dem Verwundeten hinüber. Schwiegend trat sein Secundant zu ihm und schloß ihn in die Arme.

„Was nun?“ fragte er leise.

„Ich stelle mich sofort dem Militär-gericht!“ sagte Berndt hastig, wie aus einem Traum erwachend; dann trat er dem Arzte näher. Dieser las die summe Frage in seinem Blick.

„Ich hoffe, der Graf wird leben — wenn auch nur langsam genesen!“

„Gott sei Dank!“ flücherte Berndt, ich habe nicht gedacht und nicht geglaubt, daß es so kommen könnte!“

Eltern versammelt. Und dort — am Geburtstagsstisch, fast auf derselben Stelle, befanden sich auch diesmal Lucie, Herr von Berndt und der Graf Angern.

„Wie herrlich ist es“, sagte Lucie soeben, „daß Sie endlich soweit hergestell-t sind, um wenigstens zu meinem Ge-burtstags hier zu sein. So werden durch das fröhliche heutige Fest bosenflich alle schlimmen Erinnerungen an die Folgen des vorjährigen, vollends auf ewige Zeiten verdrängt werden!“

Freundlich und undefangen lächelte sie dabei den Grafen an, der das Büchlein ebenso erwiderte.

„Ich bin auch sehr glücklich“, sagte er, „wieder unter Ihnen zu weilen, be-sonders da es mir an Ihrem Vermäh-lungstage, gnädige Frau, meiner Gesun-dtheit wegen noch nicht vergönnt war!“

„O hü!, sprechen wir jetzt nicht von Ihren Leiden und dem entseugungsollen letzten Jahre!“ meinte Herr v. Berndt, dem Grafen herzlich die Hand drückend.

„Ich möchte aber Ihrer Frau Ge-mahlin noch selbst sagen“, erwiderte der Graf, „welch ein treuer aufopfernder Freund Sie mir während meines Kran-kenlagers geworden sind — wie Sie nach Verlobung Ihrer kurzen Festungshalt mit jede freie Stunde geopfert, nachdem wir uns die Hand zur Verlobung ge-reicht hatten. Ich befrage mein ganzes Leben jetzt nicht mehr, es hat mich er-stet, reiser und nachdenkender gemacht und mir den Werth eines wahren Freun-des vor Augen geführt. Freilich,“ schloß er lächelnd, „hat derselbe nebenbei immer noch Zeit gefunden, auf Amor's Wegen zu wandeln!“

„O, dazu bedurfte es nicht vieler Zeit, lieber Graf! Jetzt dürfen Sie's wissen: Meine Lucie war mir schon gut, als wir vor einem Jahre hier fanden und zu-sammen die Berse lasen. Da sieht man nun, wie trügerisch die sogenannten Annehmungen sind. Ich, ein ganz schlec-ter Schütze, hatte die anderthalb Tage bis zum Duell keinen anderen Gedanken, als daß das Büchlein mir mein Schicksal vorausgesagt hätte.“

„Nun“, rief der Graf, „bei mir ist es um so sehr eingetroffen. Ich hoffe, Ihnen Leben zeitlebens beweisen zu können, daß ich „Treu“ erzeigen und Freundschaft halten kann!“

„Der Lampelwirth hat halt do recht.“

Kaiser Ferdinand von Oesterreich war ein grundgütiger Herr und noch find in Oesterreich Anedoten im Volke lebendig, die von seiner Güte ein ost drastisches Zeugnis geben. So erzählt man sich in Steiermark in der Landbevöllerung, allerdings mit einigen Variationen, folgendes: Lebte da in einem Dorfe Obersteiermarks eine arme Bäuerin, deren Stütze ihr einziger Sohn war. Und der sollte nun zum Militär. Alles Bitten der Bäuerin half nichts. Als letzte Zuflucht galt damals in allen Röhren der Kaiser. So ließ sich denn die Bäuerin vom Dorfgelehrten ein Ge-such sein sauberlich schreiben und tro-lete, das Bittgesuch in ein Hügel einge-bunden, auf der Landstraße über Berg und Thal gegen die Wienerstadt zu. Endlos lang und mühselig war der Weg und oft und oft mußte die Bäuerin aus-schmanken, ehe sie den „Steier“ sah herorkommen aus dem Bäuerlein. Aber für ihren einzigen kam ihr nichts zu schmer vor. Zu Wien hielt die Frau noch Einteilr in einem Dorfadvorwirths-haus und erzählte dem zuthunlichen Wirth von ihrem Vorhaben und wie sie den „Herrn Kaiser“ bitten wollte, ihren Vuben freizulassen. Der Wirth, der als alter Wiener Alles besser wußte, schüttelte bedenklich das Haupt mit dem grünen Rüßchen. Mit dem Reden war's nichts, meinte er, dazu käme es gar nicht. Der Kaiser nimmt das Bitt-gesuch aus der Hand, sagt: „Werden's schon machen!“ winkt mit der Hand und die Audienz ist aus. Doch auf Eins möge sie gut aufmerken Wenn der Kaiser das Bittgesuch an-lächelt, sagt: „Werden's schon machen!“ und das Gesuch auf den Tisch legt, dann ist's nichts; wenn aber der Kaiser das Gesuch nicht anlächelt, aber es an der Ede eindragt, dann ist's was. Die gute Bäuerin schrieb sich das hinter's Ohr und ging in die Burg. Zum Kai-ser kam sie freilich nicht so leicht, sie mußte Steigen auf- und abgeben, durch großmächtige Zimmer, vorbei an hohen Herrschaften mit vergoldeten Köden — aber endlich fand sie doch vor dem Kai-ser, und da befiel sie der erste Schreden. Nach „al“ der Pracht, hatte sie gedacht, wie prächtig, ganz in eitel Gold, Sammt und Seide gekleidet, müßte der Kaiser aussehen, mit dem goldenen Kreuze auf dem Kopfe und dem Scepter in der Hand! Und nun stand vor ihr der Kaiser im schwarzen, schlichten Kos, wie der Schulmeister an Sonntagen, nur einen Stern an der Brust. Das war also der erste Schred, daß dem Kaiser so alles leberirrische fehlte, und die Frau hatte jetzt so gar keinen Muth mehr.

Der Kaiser nahm das Gesuch aus ihrer zitternden Hand, warf einen freund-lichen Blick darauf und legte es, wäh-rend er wohlwollend sagte: „Werden's schon machen“, auf den Tisch. Das war der zweite Schred, der offenbar der Bäuerin in die Beine ging, denn sie stand wie angewurzelt, obwohl der Kai-ser durch eine Handbewegung das Ende der Audienz angedeutet hatte. „Gang wie der Lampelwirth gesagt hat“, so fährt's der Bäuerin durch den Kopf. Der Kaiser, bereits etwas ungeduldig, wiederholte deutlicher die Handbewe-

gung. Da ruschte es in ihrer Angst der Bäuerin aus dem Mund: „Möcht halt wohl schon bitten — daß ich nicht ganz umlohn vergangen bin — möcht' wohl gar schön bitten, mein G'nuß a bisselein einbiegen — bitt' schön! Sonst war's mir, hat der Lampelwirth gesagt.“ Dem Kaiser sah sich ein Lächeln um die Mundwinkel und güttig sagte er: „Geht's nur getroß zu Haus, Mutter, und sagt's dem Lampelwirth: diesmal läßt' er das geire!“ Der Bäuerin stürzten Thränen aus den Augen und als sie durch den Thränenflor noch einen letzten Blick zurückwarf, kam es ihr vor — doch beschönern wollt' und konnte sie es nicht — der Kaiser habe rasch eine Ede der Schrift eingebogen und sie wie-der, als sei nichts geschehen, auf den Tisch gelegt. „Der Lampelwirth hat halt do recht“, sagte die Bäuerin, als sie leichtn Oergens über den Burghof ging. Nach acht Tagen war ihr Sohn frei.

„Ausgesprochen.“

Dame: „Aber, lieber Doktor, wie konnte nur der Baron die Tochter des reichen Holzhandlers heirathen?“

Doktor: „Na, ganz einfach! Sie hat die Baumstämme und er den Stamm-baum!“

So sind sie Alle!

Herr Schulze: „Brigitte, woher kommt denn das? Mein Kaffee ist heut' weit stärker als gewöhnlich!“

Wirthschafterin: „Ach Gott, Herr Schulze, ich habe mich ja versehen, das ist ja mein Kaffee!“

In anspruchsvoll.

Bauer zum Apotheker: „Hent' er an Vederbran?“

Apotheker: „Gewiß.“

Bauer: „Ist er au frisch?“

Apotheker: „Ja moinet' denn, mer daß' für jeda Boura en Wolfisch megg, wenn er emol für zehn Pfennig Vederbran will?“

Der Jäger.

Lebemann (zu einem andern): „Wogu lernst Du noch auf Deine alten Tage französisch? Verspricht Du Dir Nutzen davon?“

„Und ob. Bissher konnte ich nie einen Franzosen anpumpen.“

Er traf ihren kleinen Bruder an 2. Ave., gab ihm einen Kidel und fragte schmeichelnd: „Denkst Du, daß Deine Schwester mich ein Bißchen gern hat, Freddie?“

„Na sure“, erwiderte wichtig der Kleine, „erst heute beim Essen, als der Vater für Dich ging, hat sie ihm ein Piece of ihr Mind gegeben!“

„Wirklich? Und was hat denn der Vater gesagt gegen mich?“

„O, nicht viel, er meinte nur, Du wärst ein Fiel, aber Eis hat das gar nicht geglichen und ihm gesagt, er solle doch besser wissen, als einen Menschen bloß nach seinem Neuzeren zu beurtheilen.“

Sicheres Zeichen.

A.: „Ich glaube, der Maler Felder ist kein großes Talent.“

B.: „Wieso glauben Sie das?“

A.: „Reimer von seinen Kollegen schimpft auf ihn: das ist ein Beweis, daß keiner auf ihn neidisch ist.“

Noch muthiger.

A. (rememorierend): „Ich habe heute ein durchgehendes Pferd angehalten.“

B.: „Und ich habe mir von meiner Alten für heut' Abend den Hauschlüssel geliehen.“

Lebertoten.

A.: „Ich habe ohne einen Pfennig in der Tasche angefangen.“

B.: „Mir ging's noch schlimmer: ich hatte nicht einmal eine Tasche.“

Maltesios.

Alte Jungfer: „In dem alten Schloß wurde ich geboren.“

Herr: „Erzihrt das schon so lange?“

Belobnter Feitz.

Rehtier: „Zeit bin ich zwei Stunden (bazieren gefahren, habe eine Stunde die Kurte durchgeseien, Coupons ge-schnitten und eine Stunde gefrüßhäft — nun will ich mir aber endlich mal ein Stündchen Ruhe gönnen!“

Doypelstimmig.

Onkel: „Ich will Dir also meine großen Rittergüter übergeben — fäßst Du Dich der Aufgabe gemachsen?“

Kette: „O, ich werde damit schon fertig werden!“

Warum?

Ihr Wadler, deren Siegesstüße Des Adlers Schmale übertrafen. Warum fahrt Ihr denn just gerade So langsam in der Gde Oafen?“

Unmöglich.

A.: „Na, Sie sehen ja so mihmuthig aus, Doktor?“

Junger Arzt: „Ja, denken Sie sich, ein Patient, dessen Behandlung ich gektern übernahm, ist heute gestorben.“

A.: „Na, trösten Sie sich, der Mann wäre vielleicht so auch gestorben!“

Eine gebornene Tochter.

Vehterin: „Fräulein Emilie, was können Sie mir über die Familie der Rakken sagen?“

Fräulein Emilie: „Nama hat mir berdoiten, aber Familien zu sprechen.“